

Teil 2
Der Fluss und die Straße
10
Das Delta des Mississippi

Te Trois ruderte durch die Nacht und es war, als würde er niemals müde werden. Er hielt das Paddel schräg wie einen Speer und tauchte es immer zweimal rechts ein, zog es langsam und kräftig durch, dann zweimal links, wieder langsame und kräftige Schläge.

Der Einbaum glitt schnell durch das Wasser. Julie und Tit dösten. Ich hatte mich vorne im Bug zusammengerollt wie ein Igel. Die Brille saß mir schief auf der Nase. Angespannt lauschte ich in den Sumpf hinein.

»Eddie, was ist da draußen?«, fragte Te Trois.

»Ein Schlangennest, drüben am Ufer, aber ich glaube nicht, dass die Schlangen uns gefährlich werden können«, antwortete ich. »Aber zwei Meter vor uns lauert ein Alligator, wir sollten ihn lieber in Ruhe lassen.«

Te Trois nickte und lenkte den Einbaum zum Ufer. Er vertraute mir.

Dabei machte er sich sonst immer über mich lustig, wenn ich sagte, dass ich die Sprache der Tiere verstehen könnte.

»Das sind doch nur Spinnereien, Eddie«, spottete er immer in dieser selbstsicheren Art und schien nicht den geringsten Zweifel an seinen Worten zu haben.

»Nein, es stimmt«, entgegnete ich einmal. »Schau mal, auf den Ast dort drüben werden sich gleich zwei Rotkardinäle setzen.«

Und im nächsten Augenblick waren zwei der kleinen roten Vögel herbeigeflogen und hatten genau das getan, was ich vorhergesagt hatte.

Ich irre mich nie, denn ich bin ein Schamane. Ein Schamane des Sumpfes.

Auch der alte Joe war ein Schamane. Er lebte in dem Wald hinter unserem Haus. Ich hatte ihn zufällig kennengelernt, an einem Tag, an dem ich durch den Wald streifte, hatte ich ihn auf einem Baum sitzen sehen. Wie ein Vogel hockte er auf einem Ast.

In der Stadt hieß es, Joe sei ein Säufer und dass er stahl, um sich von dem Geld Whiskey zu kaufen. Dabei wussten sie gar nichts über ihn. Joes richtiger Name war Malihomma. Er war ein Mediziner der Choctaw und konnte mit den Vögeln und den Alligatoren sprechen.

»Es hat mit den Augen zu tun, noch mehr aber mit den Ohren«, sagte er. »Du musst dich darauf konzentrieren, das zu hören, worauf die Menschen nicht achten, weil sie einfach nur zu dumm dazu sind.«

Ich hatte ganze Nachmittage damit verbracht, einfach nur mit geschlossenen Augen in dem Nussbaum in unseren Garten zu sitzen und mich auf die Vogelstimmen zu konzentrieren. Und ganz allmählich hatte ich begonnen zu verstehen.

»Eddie, was ist da los?«, fragte Te Trois und riss mich aus meinen Gedanken. »Ich höre ein Geräusch, das mir nicht gefällt.«

»Das ist nichts«, beruhigte ich ihn. »Das ist nur ein Kanal. Er beginnt hinter den Bäumen dort drüben und scheint ziemlich breit zu sein. Die Fische lassen sich von der Strömung fortreiben. Lenk den Einbaum mehr zum Ufer rüber oder du musst dich doppelt so stark anstrengen.«

Te Trois tat, was ich sagte. Drei Paddelschläge auf einer Seite, der Bug des Einbaums bäumte sich über dem Wasser auf, überwand eine Welle und wir nahmen Kurs auf die dunklen Inseln in Ufernähe.

Es war der zweite Tag unserer Reise.

Ich hatte genau 112 Sorgen. Ich hatte sie sorgfältig durchgezählt. Einmal hatte ich sie mir sogar in einem Heft aufgeschrieben und durchnummeriert.

Die ersten 17 waren meine Unnennbaren Sorgen. Sie betrafen Dinge, die mir derartig Angst machten, dass ich sie nicht einmal aufschreiben konnte.

Danach kamen die Schweren Sorgen: sterben, krank werden und sterben, mich erkälten und krank werden und sterben und sterben und so weiter.

Die nächsten waren die Mittelschweren Sorgen, es folgten die Normalen Sorgen und schließlich die Kleinen Sorgen wie etwa: »Beim Abfragen nichts wissen und von Reverend Thompson dafür bestraft werden« (das war Sorge Nr. 112).

Seit wir unterwegs waren, waren zu meinen bisherigen Sorgen neue dazugekommen, mindestens 20, und ich hätte gern mein Heft zur Hand gehabt, um sie einzutragen. Zu ihnen zählten »beinahe ertrinken« und »verhungern und verdursten«.

Mein Herz schlug immer noch viel zu schnell und mir fehlten einige Dinge, wie zum Beispiel der Kompass, den mir mein Vater geschenkt hatte und der jetzt in der Schublade meines Schreibtischs lag, unerreichbar wie ein verlorener Schatz.

Vor allem aber fehlten mir meine Bücher.

Einmal, vor langer, langer Zeit hatte ich zu Joe dem Indianer gesagt, dass Bücher lesen nur Zeitverschwendung sei, und er hatte mir dafür eine schallende Ohrfeige gegeben.

»Ein Mediziner kennt viele verschiedene Magien. Ich bringe dir die der Choctaw bei, aber die Bücher sind die Magie des Weißen Mannes.«

Da begriff ich, dass im Grunde auch mein Vater Doktor Brown ein Mediziner war. Es spielte keine Rolle, dass er immer Anzug, Hemd und Krawatte trug, seine Schnurrbartspitzen nach oben zwirbelte und den Sumpf hasste, weil man dort schmutzige Schuhe bekam.

Meine Mutter war noch nie im Sumpf gewesen. Ich nahm sogar an, dass sie, seit ich von zu Hause ausgerissen war, nicht mehr aus dem Bett aufgestanden war und die ganze Zeit nur darin lag, verschwitzt und leichenblass. Meiner Mutter ging es nicht gut, sie bekam eine Krankheit nach der anderen und schon bei der kleinsten Beunruhigung flüchtete sie sich in ihr Bett.

Wer weiß, was sie jetzt durchmachte! Vielleicht würde sie an gebrochenem Herzen sterben. Und dies war, um ehrlich zu sein, meine Sorge Nr. 2.

[...]

Ich ermittelte [unseren] Kurs anhand der Sterne und der Pflanzen. Wenn ich Schildkröten sah, wusste ich, dass wir in die Richtung fahren mussten, aus der sie kamen, denn um diese Jahreszeit schwimmen Schildkröten der *Bayous* immer zum Meer.

Wir dagegen fuhren nach Norden, immer weiter nach Norden.

Gelegentlich beobachtete ich Te Trois, wenn er es nicht merkte. Er war schön, ein Wesen des Wassers und der Wälder. Ob er sich wohl jemals fragte, wie es jetzt bei ihm zu Hause aussah. Ich wusste, wenn ich ihn fragte, würde er mir irgendetwas von seinem Bruder Chuck erzählen und von einem Telegramm, das er in New Orleans abschicken wollte ... oder vielleicht auch nicht.

Auch Julie und Tit dachten nicht an zu Hause, aber bei ihnen war das anders, denn ihr Zuhause war ein Ort, von dem man nur so schnell wie möglich fliehen will.

Also blieb nur ich, Eddie Schiefauge, der Schamane mit der Brille, der Junge, der den Sumpf und die Bücher kannte.

[...]

»Wir sollten jetzt ein bisschen schlafen«, schlug ich vor. »Wenn ich mich nicht total verkalkuliert habe, überqueren wir morgen den Salvador und dann sind wir in New Orleans.«

»Was ist dieser Salvador?«, wollte Julie wissen.

[...]

Ich hatte immer gern in den Geografiebüchern meines Vaters geblättert.

»Es ist ein See, der südlich vor New Orleans liegt«, erklärte ich. »Er ist ziemlich groß und markiert das Ende der *Bayous*. Die Überquerung wird einige Zeit dauern, aber wir werden noch vor dem Abend in der Stadt sein.«

»Und dann brauchen wir einen Plan«, sagte Julie. »Wir wollen ja schließlich nach Chicago. Aber wie kommen wir da hin? Wir wissen nicht einmal, wie weit es bis dorthin ist!«

»Doch, ich weiß es ungefähr«, widersprach ich. »Chicago liegt im Norden und ist sehr weit weg.«

»Eben, zu Fuß kommen wir da nicht hin.«

Te Trois streckte sich gähnend, so als ob ihn dieses Gespräch zu Tode langweilte.

»Darüber haben wir doch schon gesprochen«, sagte er. »Wir finden schon eine Möglichkeit, dort hinzukommen. Wir haben Geld und wir können den Einbaum verkaufen.«

»Und Jacks Pistole«, schlug ich vor.

Um ehrlich zu sein, war ich wegen dieser Pistole ziemlich sauer auf Te Trois. Seit er sie aus Jacks Manteltasche gezogen hatte, hatte ich sie mir kein einziges Mal in Ruhe anschauen dürfen.

Jetzt gähnte Te Trois schon wieder. »Wir sollten uns nicht so viele Sorgen machen, finde ich. Auch weil ich jetzt todmüde bin.« Er hatte den Satz kaum zu Ende gesagt, da lag er auch schon auf der Seite und schlief.

Julie lächelte. »So etwas habe ich noch nie gesehen. Er muss wirklich sehr müde gewesen sein.«

Mir dagegen ging das, was Julie vorhin gesagt hatte, noch eine ganze Weile im Kopf herum. Sie hatte recht, es würde nicht leicht sein, Chicago zu erreichen, und ich würde derjenige sein, der den Weg dorthin finden musste. Ich war der Scout, denn schließlich war ich der Älteste und kannte sowohl die Magie des Weißen Mannes als auch die der Indianer.

Aber ich hatte Angst. Te Trois sagte immer, ich sei ein Feigling, ein Angsthase, weil ich wegen jeder Kleinigkeit zu heulen anfing. Vielleicht hatte er recht damit und ich sollte lieber schleunigst machen, dass ich nach Hause kam, dorthin, wo ich in Sicherheit war.

Ein Junge mit 112 Sorgen ist nicht dafür geschaffen, Abenteuer zu erleben.

»Warum machst du so ein Gesicht, Eddie?«, erkundigte sich Julie. Sie rückte näher zu mir heran und legte ihren Kopf auf meine Schulter.

Julie roch sehr gut, so süß wie angesengtes Zuckerrohr. Ihr Kopf ruhte schwer auf meiner Schulter. Vorsichtig drehte ich den Kopf so, dass ich ein bisschen von ihrem Gesicht sehen konnte, und merkte, dass auch sie eingeschlafen war. Tit hielt sich wie immer abseits und schien auf einen Punkt hoch oben über den Baumwipfeln zu starren.

Wer weiß, worüber er nachdachte.

»Jetzt sind nur noch wir beide wach, Tit, nicht wahr?«, flüsterte ich.

Der kleine Junge antwortete nicht. Stattdessen stand er auf, kam zu mir und legte sich auf den Boden, den Kopf auf mein Bein gestützt.

So soll es sein, dachte ich. Sie schlafen alle und Eddie, der Schamane, wacht und unterhält sich mit der Nacht.

Der Uhu, den ich vor ein paar Stunden gesehen hatte, rief. Es waren lange, tiefe Rufe, die wie das Brummeln eines alten Mannes klangen.

Ich verstand, was er mir sagen wollte: Ich solle mir keine Sorgen mehr machen.

